

Das Lob des Todes

Von Friedrich W u l f S. J., München

Wenn wir an den Tod denken (nicht nur an die Toten, die als die Lebendigen in unserer Erinnerung leben), dann erstehen vor uns die Bilder des Leidens, der Angst und der Ohnmacht. Denn Tod besagt Schwäche, Verfall, Ende, Dunkelheit, Namenlosigkeit. Wir sehen im Geiste die vielen Sterbenden, die mit dem Tode ringen und ihm erliegen, wir hören ihr schweres Atmen und ihr Stöhnen, wir empfinden etwas von dem Grauen der Finsternis, in die sie hineinsinken. Der Tod steht im Zeichen der Hinfälligkeit alles Fleisches, er zwingt zu dem bitteren Bekenntnis, daß wir nur Staub und Asche sind (Gen 3, 27), auch wenn er leise und sanft kommt und auf dem Antlitz des Toten wie ein schöner Schlaf erscheint. Die Grunderfahrung, die der Mensch im Sterben macht, ist immer die gleiche: der Tod kommt wie eine fremde Macht über ihn und zehrt ihn aus, bis die letzte Kraft verbraucht ist. Er kann sich seiner nicht erwehren, er hat keine Gewalt über ihn, sondern muß ihn einfach erleiden. Gerade darin besteht das Demütigende, das ihm anhaftet; es gibt für den Menschen nichts so Verdemütigendes — ausgenommen die Sünde — wie den Tod. Kein Ereignis des Lebens scheint wie er der Würde des menschlichen Geistes zu widersprechen. Denn personaler Geist sagt Selbstbesitz und Selbstverfügung. Im Tode hingegen wird über den Menschen verfügt. Niemand, auch nicht der Christ, der an ein Leben nach dem Tode glaubt, kann dieser Erfahrung entrinnen. Auch für ihn ist der Tod zuerst das Tor zum Tode, nicht zum Leben. Auch er muß die Bitternis des Sterbens kosten und die Angst vor dem Abgrund aushalten. Selbst Christus, der Herr, schrie in der Verlassenheit auf, und die Heiligen haben es ihm oft genug nachgetan. „Ich bin wie ein Reisender, erschöpft, abgehetzt, der am Ziel seiner Reise zusammenbricht“, gesteht Therese vom Kinde Jesu, als es dem Ende zugeht.

Wie kann dann aber Ignatius von Antiochien sagen, daß es schön für ihn sei, in Jesus Christus hineinzusterben (Röm 6, 1)? Wie kann Franz von Assisi in seiner Todesnot singen lassen: „Lob sei Dir, Du Herre mein, durch unseren Bruder, den leiblichen Tod?“ Sind das nur erbauliche Worte, für andere bestimmt, oder Worte, die nur in Hinsicht auf die kommende Herrlichkeit gesprochen wurden, so wie Paulus das Sterben einen Gewinn nennt (Phil 1, 21)? Oder hielten die Heiligen auch den Tod selbst, die bittere Stunde des Absterbens, für preiswürdig, für etwas, wodurch man Gott loben kann? Offenbar das Letztere! Gewiß ließ sie auch die Vorfreude, die Erwartung des nahenden Herrn, die ekstatische Schau, in der Todesstunde oft aufjubeln. Aber daneben ist es doch immer wieder das Erlebnis des Sterbens selbst, das ihnen wie kein anderes Ereignis zum Anlaß der Anbetung, des Lobes und des

Dankes wird und ihre Liebe zur Vollendung bringt. Dabei machen sie sich nichts vor, sie dichten den Tod nicht um in etwas, was er nicht ist. Sie sehen ganz klar seine grausame Wirklichkeit. Aber gerade im vollen Erleiden des Todesgeschehens, inmitten seiner Schmerzen und Finsternisse, machen sie die wunderbare Entdeckung, daß die Auszehrung der Kräfte, der Verlust aller irdischen Dinge, das Versinken der Erde, auch ihr Herz in radikaler Weise läutert und leer macht und für die Liebe bereitet. Die Dunkelheit des Todes wird ihnen damit zum Licht, das die Geheimnisse Gottes erhellt, sein Vernichtungswille zur Leben weckenden Kraft. Indem sie besiegt werden und sich von Gott besiegen lassen, indem sie aus seiner Hand den Tod mit ihrer ganzen Freiheit annehmen, erfahren sie die Erfüllung des Schriftwortes: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?“ (1 Kor 15, 55). Grund genug, um zu singen: Lob sei Dir, Du Herre mein, durch unseren Bruder, den leiblichen Tod!

Das erste Lob des Todes ist das Lob der Gerechtigkeit Gottes. Denn der Tod ist eine Strafe für die Sünde. Je williger der Mensch darum diesen Straftod übernimmt, desto reiner strahlt seine Seele die ursprüngliche, paradiesische Ordnung, die Dienstwilligkeit des Geschöpfes gegenüber dem Schöpfergott, wider. Die Peinen des Todes, die dafür übernommen werden müssen, gleichen dem Feuer, das die Wurzeln der Sünde in der Seele ausbrennt. So empfindet es z. B. Louis Bertrand, wenn er in den Schmerzen des Todeskampfes Gott bittet: „Brenne, schneide, schone meiner in diesem Leben nicht, damit Du mich im anderen schonest“. Als Condren, der Schüler und Nachfolger Bérulles, eines Tages zu einer seiner geistlichen Töchter, die im Sterben lag, gerufen wurde, fragte er sie, in welchem Zustand sich ihre Seele befinde und erhielt darauf zur Antwort: „Ich erlebe Gott in seiner ganzen Strenge. Ich gehe in seine Strenge gegen mich selbst ein“. Als er ihr dann von der Heiligkeit Gottes zu erzählen begann, sagte sie: „Ich bete alles an, was Gott ist. Ich trenne mich von dem gegenwärtigen Leben und ziehe mich in das unbekannte Sein Gottes zurück“. Selbst sehr reine Seelen überkam ein tiefes Erschrecken, als sie im brennenden Feuer der Todesstunde plötzlich der Gerechtigkeit des heiligen Gottes gegenüberstanden. „Wie feierlich ernst ist diese Stunde, in der ich stehe“, sagt Elisabeth von der Dreifaltigkeit. „Das Jenseits ist erschütternd. Ich glaubte, schon seit langem drüben heimisch zu sein, und doch ist es das Unbekannte! . . . Schrecklich muß es für die sein, die nur den Vergnügungen gelebt haben und mit so viel Banden der Welt verhaftet sind. Obwohl von allem frei, habe ich doch ein unbestimmtes Gefühl, ein Ahnen von der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes. Ich habe die Überzeugung, daß der Tod eine Strafe ist, und fühle mich so klein, so bar allen Verdienstes“. Mit diesem furchterregenden Erlebnis der Heiligkeit Gottes verbindet sich allerdings bei den Heiligen auch immer die gnaden-

hafte Erkenntnis, daß das Feuer der göttlichen Gerechtigkeit dem Herzen Gottes entströme und darum der größte Erweis seiner Barmherzigkeit gegenüber dem sündigen Menschen sei. „Gott läßt Gerechtigkeit walten“, erklärt Louise de Marillac in den Schmerzen des Todes ihren zitternden Schwestern; „aber gerade dadurch, daß er Gerechtigkeit walten läßt, übt er Barmherzigkeit“.

Das zweite Lob des Todes ist darum das Lob der Liebe Gottes. Wenn die Heiligen oft in ihrer Sterbestunde vor Liebe überströmen, so ist der Grund dafür nicht in erster Linie in eigentlich mystischen Erlebnissen zu suchen (diese sind in vielen Fällen nicht bezeugt), sondern in der klaren Erkenntnis (des übernatürlichen Glaubens), daß man Gott durch nichts so lieben könne, wie durch ein von allem Irdischen losgelöstes und im Feuer der göttlichen Gerechtigkeit gleichsam vernichtetes Herz. Diese Erkenntnis, im Hinschwinden alles Eigenen Gott rein um seiner selbst willen lieben zu können, weil die Ichsucht keine Nahrung mehr findet, ist für die geläuterte Seele etwas so Überwältigendes, daß sie in einem oft rätselhaften Maße zu leiden verlangt. Es ist geradezu erschütternd, Maria Magdalena de Pazzi trotz größter körperlicher Schmerzen und inmitten einer angstvollen Trostlosigkeit sprechen zu hören: „Im Paradies werden wir nicht mehr aus Liebe zu Gott leiden können wie hier auf Erden. Darum sehne ich mich auch nicht danach zu sterben. Leiden, nicht sterben!“ Ähnlich Jean-Jacques Olier: „Wenn ich durch Leiden ebensoviel Frucht bringen könnte wie durch Predigen, ich würde es lieber durch Leiden tun, weil ich damit Gott mehr hinschenken könnte“. Wer solche Grundsätze für sein Leben aufstellen wollte, bevor ihn die lebendige Erfahrung des Liebenkönnens im Leiden dazu reif gemacht hat, würde vermessen handeln. Selbst Therese von Lisieux gesteht, sich erst in den Schmerzen des herannahenden Todes bewußt geworden zu sein, wieviel man aus Liebe zu Gott und den Seelen leiden könne: „Ich habe nicht geglaubt“, sagt sie, „daß man soviel leiden könne; ich kann es mir nur erklären aus meinem unbändigen Verlangen, Seelen zu retten“. Und mit einer Sicherheit ohnegleichen fügt sie, rückschauend auf alle Leiden ihres Lebens, hinzu: „Ich bereue nicht, mich der Liebe ausgeliefert zu haben“. Man könnte bei dem für unser normales Begreifen fast unvollziehbaren Leidenswillen der Heiligen in der Todesstunde auf den Gedanken kommen, sie seien am Ende doch einer Täuschung der Natur zum Opfer gefallen, da sie das Leiden als solches zu verherrlichen suchten. Aber das ist nicht der Fall. Sie rühmen sich nicht ihrer Leiden, sondern wollen nichts anderes tun, als was auch Christus getan hat. Der gekreuzigte Herr ist ihrer aller Vorbild. Fast alle sterben sie darum mit dem Kruzifix in der Hand. Mit einem letzten Blick auf ihr Kreuz flüstert Therese vom Kinde Jesu noch einmal: „Oh, ich liebe ihn! Mein Gott, ich liebe Dich!“

Damit ist auch schon das dritte Lob des Todes gesagt, das Lob der Erlösung. Je inniger sich der Sterbende mit dem sterbenden Herrn vereinigt, um so

mehr wird sein Tod zum Nachbild und zur geheimnisvollen Fortsetzung des Kreuzestodes. Seine Leiden sind darum stellvertretende Erlösungsleiden. Damit wächst der Tod des Nachfolgers Christi über seine individuelle Bedeutung hinaus und erhält Weltweite. Er soll nicht nur den Sterbenden persönlich heiligen und zur Vollendung bringen, sondern darüber hinaus die Kirche, die Menschheit, den Kosmos. Im Anblick des Gekreuzigten haben darum auch die Heiligen sich selbst und ihr eigenes Leid bald vergessen. Sie bedurften dazu keines anderen Unterrichtes als eben der liebenden Erkenntnis der Gesinnungen des Gekreuzigten. Davon erfüllt, wollten sie das Leiden der ganzen Welt stellvertretend auf sich nehmen und ihr Leben für die Erlösung der Brüder Gott zum Opfer bringen. In diesem Geiste betet z. B. Elisabeth von der Dreifaltigkeit im Aufblick zum Kreuz: „O Liebe, lösche mein ganzes Wesen zu Deinem Ruhme aus, damit es Tropfen für Tropfen verströme für Deine Kirche“. Ebenso sieht Margareta-Maria Alacoque im Tode den Höhepunkt ihrer ganzen Mission. Jeden menschlichen Trost im Sterben abwehrend, sagt sie zu ihrer Priorin: „Ach, meine Mutter, nur Gott allein ist mir noch nötig, um mich hinzuversenken in das Herz Jesu Christi“: wozu anders, als Sühne zu leisten für die Sünden der Welt. Die Schönheit des Hineinsterbens in Jesus Christus, von der Ignatius von Antiochien spricht, ist also die Schönheit des Blutbräutigams, die Schönheit des Kreuzesholzes, wie sie am Karfreitag besungen wird. Nichts ist vom Leid und der Erniedrigung des Todes fortgenommen, aber unter ihnen birgt sich schon die anhebende Glorie.

Wer so sterben will, daß sein Tod Gott und die Erlösung loben soll, der muß schon längst vor seinem leiblichen Tod gestorben sein, der muß täglich den inneren Tod sterben, der muß dem gekreuzigten Herrn schon in seinem Leben ähnlich geworden sein. Während der naturhafte Mensch den Tod wie seinen schlimmsten Feind flieht, führt der gottliebende Mensch seinen Tod herbei. Das gilt sogar sehr handgreiflich auch in Bezug auf den physischen Tod. Denn sowohl das tägliche Sich-selbst-Sterben wie auch das Mit-leiden mit Christus zehrt die Kräfte auf. Je größer die Liebe zu Gott, um so tiefer die Wunden, die schließlich zum Tode führen. Die großen Liebenden sterben daran, daß es ihnen nie gelingt, Gott und den Herrn so zu lieben, wie sie geliebt zu werden verdienen, und daß die Liebe Gottes im Herzen Jesu Christi so wenig wieder geliebt wird.

Der Tod des Menschen ist eine bittere Sache. Man soll seine Schwere nicht verschweigen. Wer ihn aber in seinem ganzen Ernst auf sich nehmen will, der muß auch um seine „Schönheit“ wissen, die er durch Christi Tod erhalten hat. Nur der Wissende wird ihn mit Franz unter die zu liebenden Geschöpfe Gottes zählen und darum in jeder Sterbestunde singen können:

*Lob sei Dir, Du Herre mein,
durch unseren Bruder, den leiblichen Tod!*